

# Sterne

Autor(en): **Weckerle, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 22

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670445>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# STERNE

Stern des Abends, was des Morgens  
Strahlen trennten, führst du heim:  
Führst das Schaf und führst die Ziege,  
Führst das Kind der Mutter zu.

Sapho

Zu jener Zeit, als ich noch die Schafe hütete auf dem Monte d'Oro, war ich oft ganze Wochen allein, ohne eine menschliche Seele zu sehen, allein auf der Alp mit meinem Hund Arno und den Schafen. Hin und wieder kam das alte Kräuterweiblein von San Arondio hier vorüber, auf den umliegenden Matten heilkräftige Kräutlein zu sammeln; oder ich bekam das schwarze Gesicht eines Köhlers aus dem Foresta nero zu sehen; jedoch das waren kindlich-einfältige und stille Leute. In der Berge grossen Einsamkeit waren sie schweigsam geworden; das Bedürfnis, sich mitzuteilen, war bei ihnen gering. Von all dem, was sich drunten in den Dörfern und Städten ereignete, wussten sie nur wenig oder nichts. So war ich glücklich, wenn ich alle vierzehn Tage auf dem Pfad, der zur Alp führte, die Glöcklein unseres Saumtieres klingen hörte, das mir aus dem Bauerngut die Essvorräte heraufbrachte. Ja, ich war sehr froh, wenn ich dann mit einemmal hinter einem Felsvorsprung das muntere Gesicht unseres Kleinknechtes Mario auftauchen sah oder den dunkelroten Filzhut der alten Tante Blanca erblickte. Dann liess ich mir sogleich von den Neuigkeiten berichten, die sich drunten im Tale ereignet hatten; da gab es manches von Tauffesten und Hochzeitsfeiern zu erzählen. Vor allem aber lag mir am Herzen, zu erfahren, wie sich das Töchterlein meiner Meistersleute, unsere Signorina Amanda, befinde. Mit scheinbar gleichgültiger Miene erkundigte ich mich, ob sie häufig die Abendunterhaltungen im Dorfe besuche, ob immer noch Liebhaber um sie würben. Und fragst du mich, lieber Leser, warum ich mich um all das kümmerte, ich, der ich ein armer Schafhirt im Gebirge war, dann werde ich dir zur Antwort geben: «Ich zählte damals zwanzig Lenze; und diese Amanda gehörte zum Schönsten und Liebenswertigsten, das ich in meinem jungen Leben gesehen hatte.»

Da, an einem Sonntagmorgen, als wieder vierzehn Tage vorbei waren, und ich meine Lebensmittel erwartete, geschah es, dass unser Saumtier nicht zur gewohnten Zeit eintraf. Ich fragte mich, ob die Tante und der Knecht wohl in der Kirche

beim Gottesdienst weilen würden. Gegen Mittag fuhr ein grossartiges Unwetter mit Blitz und Donner über die Berge hin; der Regen rauschte in Strömen, so dass ich mir sagte, der Maulesel werde sich wegen des schlechten Zustandes des Pfades nicht auf den Weg begeben können. Endlich, gegen drei Uhr nachmittags, als sich der Himmel wieder aufgeheitelt hatte und die nassen Felswände in der Sonne glänzten, vernahm ich, vermischt mit dem hellen Regengetropf von triefenden Sträuchern und dem Tosen des angeschwollenen Wildbaches, das Schellengeklingel des Saumtieres. Wie Osterglockengeläut so fröhlich und heiter klang es mir ins Ohr. Doch weder der Kleinknecht Mario noch die alte Tante Blanca brachten mir Nahrung und frohe Kunde. Es war des Meisters Töchterlein selber, unsere Signorina Amanda. Da sass sie aufrecht auf des treuen Tieres Rücken zwischen den Proviantkörben, munter und lieblich, mit vom frischen Bergwind ganz rosigen Wangen.

Und wie die schöne Amanda von ihrem Reittier stieg, erfuhr ich auch gleich, dass der Kleinknecht erkrankt sei und Tante Blanca bei ihrer Tochter in den Ferien weile, und sie selber komme nur darum so spät, weil sie im Walde den Weg verfehlt habe. Aber wie sie so vor mir stand in ihrem hübschen Sonntagskleid mit dem zierlichen Spitzenkräglein, sah sie viel eher aus wie eine junge Dame nach fröhlich durchtanztem Abend als wie ein Bergkind, das sich im Walde verirrt hatte. Meine Augen wurden nicht müde, sie zu bewundern. Noch nie hatte ich sie so nahe vor mir gesehen. Im Herbst, wenn die Herde zutal gestiegen war ich im Berghause beim Abendrot sass, ging sie manchmal lebhaften Schrittes durch die grosse Esstube. Mit den Dienstleuten sprach sie kaum ein Wort; ihr Benehmen schien mir immer ein wenig geziert und stolz ... Und nun stand sie da vor mir in all ihrer Schönheit und Jugend, ganz allein für mich.

Nachdem Amanda den Proviant aus den Körben genommen, schaute sie neugierig nach der Alphütte hinüber. Sie schritt auf die Tür zu, wohl in der Absicht, zu erfahren, wie ich da lebte und hauste. In einer Ecke befand sich meine Schlafstelle, eine mit Stroh gefüllte Krippe, ein Schafell darüber gebreitet; an der Mauer hing mein grosser Kapuzenmantel und mein Hirtenstab.

«Da hauest du also, mein armer Hirte? Wie langweilig immer so allein! Was tust du den ganzen Tag? An wen denkst du? ...»

Ich empfand grosse Lust, zu antworten: «An Sie, Signorina.» Und wahrlich, ich hätte nicht gelogen. Meine Verwirrung aber war so gross, dass ich nicht ein Wort sagen konnte. Mir schien, dass sie meine Verlegenheit bemerkt hatte, und die kleine Schelmin fand Vergnügen daran, mich mit ihrem schalkhaften Gerede noch immer mehr zu verwirren.

«Deine liebe Freundin, kommt sie dich oft besuchen?» — Damit konnte sie nur unsere Märchenfee Marietta meinen, die nach der Sage durch die Lüfte schwebt und von Berggipfel zu Berggipfel hüpfet. Das Mägdlein selbst, wie es so mit mir sprach mit leicht zurückgeneigtem Kopf, ein schönes Lächeln um den Mund, schien mir eine Fee zu sein, um so mehr, da es jetzt mit anmutiger Hast leicht davoneilte.

«Addio, Schafhirt!»

«Auf Wiedersehen, Signorina!»

Und schon schritt sie mit dem Saumtier von dannen.

Aber wie das Mädchen sich auf dem steilen Pfade entfernte, war mir, als fielen die Kiesel, die unter den Hufen des Tieres dahinrollten, Stein um Stein in mein Herz. Noch lange, lange vernahm ich das rollende Geräusch, das mich in eine Art Halbschlaf versetzte. Ich wagte mich kaum zu rühren, aus Furcht, mein schöner Traum würde entwinden.

Da, gegen Abend, als sich die Täler mit Schattenblau füllten und die Schafe blökend zum Pferch drängten, hörte ich von Ferne, vom Hange her, meinen Namen rufen. Und wer kam daher? — Unsere Signorina. Diesmal nicht fröhlich und lachend, sondern zitternd vor Kälte und Angst. Ihre Kleider waren durchnässt. Der Toro, der seine tosenden Wasser durch das Tobel wälzte, war durch den Gewitterregen angeschwollen und hatte den Steg weggerissen, und so war das Mädchen gezwungen gewesen, mit dem Saumtier umzukehren. Wie unglücklich war sie, die Nacht auf dem Berge zubringen zu müssen! Gewiss würden Vater und Mutter sich sehr um sie sorgen.

Ich aber tröstete sie, so gut ich es konnte: «Im Juli sind die Nächte kurz, Signorina!» Und schnell zündete ich ein grosses Feuer an, damit sie ihre nassen Füsse und Kleider trocknen könne. Aus der Hütte holte ich ihr Milch und Käse herbei.

Die arme Kleine aber mochte nichts essen. Und wie ich grosse Tränen über ihre Wangen rollen sah, hätte ich selber weinen mögen.

Indessen war es vollends Nacht geworden. Ueber dem Grat des Gebirges, dort, wo das Tagesgestirn untergegangen, war von der Sonne nur noch ein leuchtender Dunst geblieben. Ich lud unsere Signorina ein, sich in der Hütte auszuruhen. Nachdem ich auf frischem Stroh ein ganz neues Schlaffell ausgebreitet hatte, wünschte ich ihr gute Nacht und begab mich vor die Tür, wo ich mich niedersetzte. — Gott sei mein Zeuge, dass trotz dem Liebesfeuer, das mir im Herzen brannte, kein einziger schlechter Gedanke mich anrührte. Die selige Gewissheit, dass nahe bei mir und der Herde das Töchterlein meines Meisters in einem Winkel meiner Hütte ruhe, als ein Schatz, der noch kostbarer und reiner war als alle die weissen und sanften Lämmer um mich her, erfüllte mein Herz mit grossem Stolz; sie und die Herde waren meinem Schutz anheimgegeben. Noch nie war mir der Himmel so tief und schön, die Sterne so leuchtend erschienen. Da, mit einemmal hörte ich die Tür gehen, und die schöne Amanda erschien. Sie hatte den Schlaf nicht finden können. Die Tiere bewegten sich auf knisterndem Stroh. Bald blökte hier, bald dort eines in unruhigem Schlaf. Das Mädchen wollte lieber beim Feuer sitzen. Mit sorglichen Händen legte ich ihr mein Lammfell über die Schultern. Ich schürte das Feuer; und dann sassen wir lange und schweigend, eines neben dem andern. Wer noch nie die Nacht unter dem leuchtenden Sternenhimmel verlebt, weiss nicht, dass in der Einsamkeit und Stille der Sternstunden eine neue und geheimnisvolle Welt ersteht. Dann ist der Quellen silbernes Singen viel heller, und drunten auf dem schimmernden Spiegel des Bergseeleins blinken kleine blitzende Feuer. Alle Geister des Gebirges schweifen nun frei umher, und in den Lüften ist ein leises, kaum wahrnehmbares Leben und Weben, ja man glaubt die Zweige an den Bäumen, das Gras auf den Wiesen wachsen zu hören. Im Tageslicht leben die Wesen, in der Nacht aber werden die Dinge lebendig. Wer mit diesem Wissen noch nicht vertraut ist, der ist von Furcht und Angst nicht frei ... Auch unsere Amanda schrak beim geringsten Geräusch zusammen und drängte sich hilfeschend an mich. Da, ein leiser Ruf, langgezogen und melancholisch, drang vom Bergsee, der drunten im Tale schimmerte, zu uns empor. Im selben Augenblick zog eine schöne Sternschnuppe in raschem Bogen über uns weg, als ob jener

klagende Laut, den wir soeben vernommen, ein tröstlich Licht mit sich trüge.

«Was soll das bedeuten?» fragte Amanda mit leiser Stimme.

«Eine Seele ist ins Paradies eingegangen, Signorina.»

Andächtig lauschte sie meinen Worten, mit zum Himmel gerichtetem Blick. Dann sagte sie: «Es muss wohl wahr sein, dass ihr so etwas wie Zauberer seid, ihr Hirten da oben.»

«Keineswegs, Signorina. Hier aber sind wir den Sternen näher als die Menschen drunten in der Ebene, und das, was des Himmels Gestirne uns sagen, verstehen wir besser als sie.»

Immer noch schaute sie zum Firmament empor. Den schönen Kopf in die Hand gestützt, das weisse Lammfell um die Schultern, war sie wie ein Engel anzuschauen. Und sie staunte: «Oh, wie schön sie sind! Noch nie habe ich so viele gesehen . . . Mein Hirte, kannst du sie mit Namen nennen?»

«O ja, Signorina! Seht, gerade über uns, da ist der ‚Sankt-Jakobs-Weg‘ (die Milchstrasse). Er führt von Frankreich direkt nach Spanien. Der heilige Jakob von Galizien hat einst diese Sternenstrasse am Himmel gezogen, um dem tapferen Karl dem Grossen den Weg zu zeigen, als er gegen die heidnischen Sarazenen in den Krieg zog. Dort drüben, da seht Ihr den ‚Seelenwagen‘ (der Grosse Bär oder Wagen) mit seinen vier funkelnden Rädern. Die drei Sterne vorn, das sind die ‚Drei Tiere‘ (die Deichsel), und jener ganz kleine, hinter dem dritten, ist ihr ‚Fuhrmann‘. Und, Signorina, seht Ihr all die vielen kleinen Sterne am Himmelsrand zerstreut, wie goldene Funken? Das sind die Seelen,

die den Weg zu Gott nicht finden können . . . Dort, ein wenig weiter unten, da wandeln die ‚Drei Könige‘ (Orion). Dieses Sternbild ist für uns Hirten und Naturmenschen die Himmelsuhr. Ich brauche jetzt nur auf sie zu schauen, und ich weiss, dass Mitternacht vorüber ist. Den schönsten aller Sterne aber dürfen wir nicht vergessen, nämlich unsern Stern, den ‚Stern der Hirten‘; er leuchtet uns am Morgen in der Frühe, wenn wir mit der Herde zu Berge ziehen, und abends, wenn wir heimkehren, er ist unser ‚Morgen- und Abendstern‘.»

Aber wie ich unsere Signorina Amanda noch von manch einem andern Sternbild erzählen wollte, fühlte ich mit einemmal, wie sie, vom Schlummer übermannt, sich sanft an meine Seite lehnte; auf meiner Schulter lag mit leichtem Druck ihr Köpfchen. Wie erfüllte der feine und frische Duft ihrer Haare und Wangen mein Herz mit süssem Glück! So blieb sie schlummernd, ohne sich zu rühren, bis die Sterne am Himmel erbleichten, ausgelöscht vom hellen Tageslicht, das hinter den Bergen emporstieg. Wie sie so schlief, musste ich sie nur immer still betrachten. Wohl war ich zu tiefst in meinem Wesen ein wenig erregt und verwirrt. Doch heilig beschützt von der Helle und Klarheit der Nacht, die mir stets nur gute Gedanken gegeben, erblühte in meinem Herzen ein stilles Glück. Ueber uns und rings in der Runde gingen die Sterne ihren Weg, dem Ewigen Hirten gehorchend, wie eine grosse Herde. Und mir war, als ob einer der Sterne, der lieblichste von allen, seinen Weg verfehlt und zu mir gefunden hätte. Leicht auf meiner Schulter ruhte er — mein guter Stern.

Alphonse Daudet, frei nacherzählt von Rudolf Weckerle

## Spätsommerliche Reise durch Korea

Friedliche Erinnerungen.

Wir hatten uns eben erst verlobt, da sagte mein Zukünftiger schon: «Unsere Hochzeitsreise machen wir durch Korea!» Und wirklich, so geschah es; im August fuhren wir ins «Land der Morgenstille». Die grosse Regenzeit mit Uberschwemmungen und Hochwasser war vorüber. Fast sämtliche Brücken und Brückchen über die tausend Flüsse waren zerstört. Selbst einen der mächtigen Stein Pfeiler einer Eisenbahnbrücke zwischen Seoul und Tsche-örlwan hatte die um fünf Meter gestiegene Flut ein Stück talab getragen. Da stand

er wie ein einsamer Elefant im nun wieder gesunkenen Strom, und am verwüsteten Ufer lag einer der riesigen Stahlrippenbögen. Eine feine Bambusbrücke hing schwankend über dem reissenden Wasser. Wir mussten den am Steilufer haltenden Zug verlassen, den Gepäckträgern zu Fuss über den Spinnwebfaden von einer Brücke folgen und jenseits einen neuen Zug besteigen.

Ab Chinha war ein kleiner Ford die einzige Fahrmöglichkeit für ein paar Koreaner und uns. Wieder und wieder ging es Uferböschungen hinab,